

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 10. Januar 1895.

Verleger: G. C. Bräuer, Halle a. S., Leipzigerstraße 88.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernschreibnachrichten.)

Berlin, 10. Januar. Der Oberpräsident von Brandenburg, Herr v. Arnim, hat die vielbesprochene Verfügung des Berliner Magistrats, betreffend die Wahl der Kassenzurück, aufgegeben.

London, 9. Januar. Die Abendblätter veröffentlichen ein anderweitig nicht bekanntes Gerücht, Londoner Anarchisten hätten einen hohen französischen Polizeibeamten ermordet und ihn unter Androhung von Gewalt gezwungen, gewisse Staatsangelegenheiten zu enthüllen.

London, 10. Januar. Aus Kenia-land wird gemeldet, daß dort gegen beschäftigungslose Arbeiter Razzien und in Warenmagazinen Plünderungen stattfanden. Die Polizei verhaftete die Räuberführer nach einem heftigen Kampfe, bei welchem es zahlreiche Verwundungen gab.

Berlin, 10. Januar. Es wird jetzt bekannt, daß die italienische Regierung dem Reichsminister Hermann abweisen hat, um Frankreich zur Abänderung seines Reichsgesetzes aus dem zu bestimmen, den Grisen offen beibehalten, der Urheber der feindseligen Artikel der Wiener Wälder gegen ihn zu sein.

Rom, 10. Januar. Aus Afrika wird gemeldet, daß sich dort der Mahdi in allerhöchster Nähe befindet und die Abfahrt hat, einen entscheidenden Angriff vorzunehmen. Er verfügt über 12000 mit ausgerüstete Krieger, 1000 Kanonen und gewöhnliche Artillerie. Die Italiener sind 10000 Mann stark und besitzen 18 Geschütze. Man befindet sich im Falle, daß es nicht gelingen sollte, die Mahdisten zu schlagen, den Ausdruck einer Hungersnot in Assala.

Petersburg, 10. Januar. Zum Regierungsrat wurde Herr Geheimrat Gulin ernannt, bisher Geschäftsführer des Ministeriums; zum Stellvertreter des Präses des Ingenieurgesellschafts Geheimrat Salow.

Petersburg, 10. Januar. Bei der Station Dmitrowo ist ein gemischter Zug der Nischni-Irwodsk in Folge fallender Brückenstellung entgleist. Eine Lokomotive und 10 Waggon wurden zertrümmert, 4 Personen wurden verletzt, 7 wurden schwer verletzt.

Washington, 10. Januar. Das Präsidentenamt nahm eine Vorlesung an, nach welcher mit Rücksicht auf die Vorgänge in Mexiko ein amerikanisches Konsulat in Oaxaca und Charput errichtet werden.

Buenos Ayres, 10. Januar. Durch den Streik der in der Rüstungsindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen ist die Produktion in diesem Industriezweig fast zum Stillstand gekommen. In dem Staat Mendoza ist eine Ueberschwemmung eingetreten, bei welcher etwa 20 Personen umkamen. Der angerichtete Schaden beträgt zwei Millionen Pesetas.

Die Umsturzworlage im Reichstage.

Unter den Akten, welche die beiden ersten Tage der Debatte über die Umsturzworlage gebracht haben, war die des Zentrumsgesandten Groeber zwar nicht die oratorisch und inhaltlich hervorragende, wegen des Schwachs der Vorlage aber jedenfalls taktisch die bedeutsamste. Herr Groeber richtete seine Darlegungen nach dem Thema: „Ja — aber“, er verkennt nicht die schweren Gefahren der sozialreformatorischen Bewegung, von der er sich und seine Partei in den schärfsten Ausdrücken feind, allein er hielt es für bedenklich, der Regierung eine so scharfe Waffe in die Hand zu geben, wie sie hier gefordert und vertheidigt wurde. Die Reminiscenzen der Kulturkampfperiode, die abneigende Haltung der veränderten Regierung dem Jesuitenorden gegenüber, alles dieses und noch manches andere erweckte in dem Centrumstenden die Aufmerksamkeit, daß demalst die Bestimmungen der Gesetzesnovelle auch auf seine Parteifreunde Anwendung finden könnten. Einen neuen Gesichtspunkt warf der Sprecher dadurch in die Diskussion, daß er sich mit den juristischen und ökonomischen Definitionen des eigentlichen Eigentums auseinandersetzen suchte und daß er auch den Sozialismus der gebildeten Leute sowie besonders die gewisse Art des Katholiksozialismus unter Strafe zu stellen empfahl. Es wird nicht ausbleiben, daß dieser Teil der Rede des Centrumsgesandten einen Sturm der Wut im linken Lager entfesselt wird, und man kann es verstehen, daß hier Mitteilungen lausht sind. Daß die Frage der akademischen Freiheit angeht, gewisser Vorzüge in neuerer Zeit zu einer Erklärung ist, daß das bedarf keiner Betonung, andererseits darf auch wohl daran erinnert werden, daß die Denunziationen gegen die geistlichen Aebte immer moderner Sozialpolitik von jener Seite ausgingen, welche mit den Grundrissen und Visionen von anno 1873 die engste Fühlung unterhielt. Wir erinnern daran auch dem Grunde, weil das Gehörte von den Denunziationen im Namen der christlichen Sitte und Ordnung jetzt vorausichtlich wieder wochenlang in den Spalten der reichstägigen Blätter eine breiten Raum einnehmen wird.

Herr Groeber stellte in seiner Rede auch die positive Sozialreform unter die Gegenstände seiner Betrachtung — im Gegensatz zu dem freilich realistischen Herrn v. Stumm, der mit der ganzen ihm eigentümlichen durchdringenden Energie vorerst eine gründliche Abwehr der umwälzenden Bewegungen verlangte, um dann erst die Gefährlichen durch sozialreformatorischen Maßregeln zu bekämpfen. Bei der Beurteilung der v. Stummschen Rede muß man bedenken, daß dieselbe als Kritik auf die langsame und selbstgefälligen Expedienten des Großherren Auer gemeint war, der — ein unerhörtes Ereignis —

mit seiner Rede den ganzen ersten Tag der Debatte ausgefüllt hatte. Herr v. Stumm vertheidigte die Regierungsmassregel vor allen Dingen aus dem Gesichtspunkte, daß dieselbe ein Palliativmittel darstellte, welches einerseits noch fähigere Eingriffe der Regierung ermöglichte, welches andererseits die Sozialdemokratie vom äußersten juristisch-gerichtlichen Maßnahme als eines Palliativmittels ist, die diese, die auch wir uns völlig zu eigen machen, während wir andererseits die positive Sozialreform denn doch mit größtem Nachdruck betont sehen möchten, als der freilich reformative Aktion, dessen industrielle Anlagen ja als musterhaft bekannt sind, im Rahmen seiner geistigen Arbeit that. Mit feiner Ausfüllung sehen wir vollständig auf dem Boden, den Herr Bismarck für sein Sozialistengesetz vorgezeichnet: Der Staat soll, wenn kein anderer Ausweg bleibt, um sich und die bestehende Gesellschaftsordnung gegen revolutionäre Umwälzungen zu schützen, ohne Jögern mit vollster Entschiedenheit die aufrechterhaltenen Elemente massen militär überwiegen und sich auf diese Eventualität vorbereiten; aber wenn durch Maßregeln auf administrativen Gebiete, wie feiner durch das Sozialistengesetz und jetzt durch die Umsturzworlage, dem hereinbreitenden einer Katastrophe durch abgebeugt wird, so liegt dies im Interesse des Staates — und wie wir hinzufügen wollen, auch der Anhänger der Sozialdemokratie. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint sich die Umsturzworlage ebenfalls als ein Teil der positiven Maßregeln für die verbleibenden und irre führten Staatsangehörigen.

Was im übrigen die positive Sozialreform betrifft, so würden wir es für angebracht halten, wenn die Reichsregierung baldthunlichst von thätlichen Vorhaben etwas verläuten lassen wollte, schon um die geistlichen Delegationen bereit vernehmen zu lassen, welche darauf hinweisen, daß die einschlägige Stelle der Thronrede in den Anfangsbedingungen der veränderten Regierung keine Veräufung findet. In welchem Geiste die Sozialreform weiter geführt werden muß, darüber kann unserm Gedächtnis kein Zweifel sein. Wir vertreten gewiß mit altem Nachdruck die Ueberszeugung, daß eine Regenerierung des religiösen Volksempfindens ein Ziel aus unzulässig zu wünschen sei — aber man darf andererseits nicht verlernen, daß der thätliche Sozialismus der katholischen Oberen, wie ihn Reichsoberster, der evangelischen Oberen, wie ihn Hofprediger Söder vertritt, den Beweis seiner Eignungsbedürftigkeit nicht erbracht hat. Eine Fortführung der staatspolitischen Bewegung, jedoch unter der durch die Vorlesungen der letzten Jahre gebotenen Berücksichtigung der Unternehmer und Arbeiter, wird das letzte Korrektel zu der durch die Umsturzworlage inaugurierten abweichenden Thätigkeit der Staatsgewalt sein.

Deutsches Reich.

\* Zum parlamentarischen Herrenabend hatte der Kaiser am Dienstag Abend, wie bereits telegraphisch gemeldet, eine ausserordentliche Gesellschaft von 30 Personen nach dem Neuen Palais bei Potsdam entboten. Von höheren Beamten waren erschienen: Ober- und Kammermarschall Graf Eulenburg, der Chef des Militärkabinetts General von Schanze, der Chef des Zivilkabinetts von Uxanow, der Chef des Generalstabes Graf Schlieffen, der preussische Finanzminister Dr. Mügel, vom Bundesrath hatte der holländische Gesandte Dr. Krüger eine Einladung erhalten und war derselben nachgekommen. Aus dem Reichstage waren geladen worden: von der Vorladung der Präsident v. Lepow, die Deutsch-Konferativen Herr v. Mantuffel, v. Massow, v. Leipzig, Graf Holstein, Graf von Inn- und Anspach; von der Deutschen Reichspartei Herr v. Stumm und Graf Arnim, die Nationalliberalen v. Bennigsen, Dr. Wirthlin, Dr. Hammer und Zebien, vom Centrum Graf Sompel und Herr v. Buel; aus dem Abgeordnetenhaus Herr v. Giese; aus dem Herrenhaus v. Hohenzollern-Haus, der Zug nach Wildpark fuhr die Gäste des Kaisers um 7 Uhr Abends nach dem Neuen Palais. Als sie in dem Neuen Palais angekommen waren, begrüßte der Kaiser sie und lud sie ein, in dem Musiksaal einzutreten. Hierauf besaßen sich alle Anwesenden nach dem nebenliegenden Saale und betrachteten die dort noch ruhenden Weihnachtsbäume und dabeihin ausgelegten Weihnachtsgeschenke der kaiserlichen Familie. Dort wurden Cigarren gereicht und dann forderte der Kaiser die Gäste auf, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen, in welchem eine Reihe von Karten aufgehängt waren, welche die Stärke und die Veränderungen verschiedener Flotten darstellten. Der Kaiser nahm ein Hörrohr und hielt einen hochbedeutenden zweieinhalbstündigen Vortrag über die Erklärung dieser Karten. Er schloß sich mit dem Material in flammender Rede ab. Auch über den chinesisch-japanischen Krieg äußerte sich der Kaiser und zeigte auch hierbei die volle Sachkenntnis. Während dessen fuhren die Gäste langsam bei einander. Am Schluß der auch formvollendeten Rede sagte Herr v. Stumm: Meine Herren, machen Sie dem Fürsten Bismarck, dem Begründer unserer Kolonialpolitik, zu seinem achtzigsten Geburtstag die Freude, die für die Flotte gefordert und notwendig sind, zu bewilligen. Nach Beendigung des Vortrages wurde der Musiksaal wieder aufgesucht und man legte sich zur Tafel. Es war in der Mitte ein rundlicher Tisch aufgestellt, an dem sich zu beiden Seiten längere Tische angeschlossen. Die Mitte des runden Tisches nahm der Kaiser selbst ein, ihm zur Linken und Rechten saßen Präsident von Lepow und Graf Sompel, ihm gegenüber Herr v. Mantuffel, Finanzminister Dr. Mügel und Herr v. Stumm. Der Platz des Grafen von Inn- und Anspach bildete den Übergang zu den längeren Tischen. Eine frohbewegte Unterhaltung entwickelte sich während der Mahlzeit. Der Kaiser äußerte sich über den chinesisch-japanischen Krieg und rügte die Kriegstüchtigkeit der Japaner.

Auch auf das Reichstagsgebäude kam man zu sprechen. Der Kaiser erklärte, er sei aus den Zeitungen ersehen zu haben, daß die Nachricht „Dem deutschen Volke“ auf der Vorderfront des Gebäudes fortgeblieben sei. Es machte den Eindruck, als ob er diese Maßregel nicht billige. Während des ganzen Abends fand wieder die Umsturzworlage, noch die Salzung der Sozialdemokraten, noch die Stellung des Reichstagspräsidenten zur Sprache gekommen. Der Kaiser befand sich in beider Stimmung und entließ seine Gäste erst gegen 11 1/2 Uhr Nachts. Er hatte die Admiraluniform getragen. — Bezüglich der oben erwähnten Ausführungen des Kaisers erfahren wir weiter, daß der Monarch seinen Gästen einen vollständig abgerundeten, längeren Vortrag hielt, in dem er einen vollständigen Lebenslauf über die Geschichte der Entwicklung unserer Flotte gab, die mit den Flotten der anderen Mächte verglich und daneben auch Vergleiche mit dem Landheer anstellte. Der Kaiser verglich die Flotten der einzelnen Staaten und beleuchtete freilich das Verhältnis der Kriegsmarine der Handelsflotten. In Deutschland sei die Handelsflotte in einem großen Mißverhältnis zur Kriegsmarine gewachsen. Der Kaiser wolle für die verlangte Verjüngung der Marine finanzielle Einzelangelegenheiten.

\* Der „Nordb. Allg. Ztg.“ wird beauftragt, daß der Kaiser in der Sitzung des Staatsministeriums am 4. d. M. kurz vor Schluß der Beratungen an das Staatsministerium eine Anrede richtete, welche eine alle Kernpunkte beleuchtende Darstellung der inneren Situation und mit dabei der Verhältnis der Landwirtschaft mit besonderer Wärme befaßte.

\* Die Ueberführung des kaiserlichen Hofes vom Neuen Palais nach dem sal. Schloß in Berlin erfolgt morgen nach der Frühabfahrt beim Kaiserthor.

\* Der Vortrag der Depesche, welche der Kaiser als Neujahrsgruß dem Fürsten Bismarck übermittelte, war englischen Mitternachts zu Ende nachgehört.

\* „Ich hoffe, geheuer froh, daß Sie sich im Laufe des Jahres 1895 von dem schweren Schicksal erholen werden, der Sie am Anfang betroffen, und Sie sich guter Gesundheit und Stimmung erfreuen werden. Ihr Euhnen wohlgeheimer Kaiser.“

\* Neue Meldungen aus Friedrichsberg berichten, daß Fürst Bismarck wieder im Bollwerk seiner körperlichen und geistigen Spannkraft ist und nicht nur lebhaft an der Unterhaltung Theil nimmt, sondern auch seinen literarischen Arbeiten wieder obliegt.

\* Die „Völk. Volksztg.“ berichtet gegenüber den Stuttgarter offiziellen Meldungen, daß es während der letzten Zeit in der Richtung zu liegen, in dem Reichstag die Anwesenheitspflicht eingeführt werden soll. Dies werde nicht demnach, laß sie sich aber auch nicht befrieden, denn gerade die Sozial- und Arbeiterparteien erklärten den Vorschlag bis in die kleinsten Einzelheiten. Keinerlich sei heute alles wieder beigelegt. — Wir geben die Notiz lediglich als Symptom dafür wieder, wie gewisse ultramontane Kreise ein Verlangen daran zu finden scheinen, immer wieder von neuem „die Kamellen“ aufzuwärmen.

\* Der Staatshaushaltsetat für 1895/96 soll im Abgeordnetenhaus unmittelbar nach dessen Zusammenkunft eingebracht und nach der in Preußen herrschenden Gewohnheit von dem Finanzminister erläutert werden, jedoch die erste Sitzung desselben auf Grund vollständigen thätigen Materials stattfinden kann. Wenn aus erfahrungsmäßigen und praktischen Gründen an sich nichts großes Gewicht auf den rechtzeitigen Abschluß der Staatsberatung zu legen ist, so ist dies im laufenden Jahre bekanntlich besonders mit Rücksicht darauf der Fall, daß am 1. April die neue Organisation der Eisenbahnen in Kraft tritt, in der Richtung zu liegen. Die Reorganisation hat ihre charakteristische Unterlage erst durch den Staatshaushaltsetat für 1895/96, würde also wenn der Etat nicht vor Beginn des Jahres einmündig festgestellt ist, in der Luft schweben. Die „Berl. Pol. Nachr.“ äußern sich in folgender Weise darüber:

„Es ist sogar zur formal geordneten Durchführung des ganzen Organisationswerkes dringend wünschenswert, wenn nicht geradezu erforderlich, daß die Staatsbillung in beiden Säulern des Landtags über charakteristische Unterlage erst durch den Staatshaushaltsetat für 1895/96, würde also wenn der Etat nicht vor Beginn des Jahres einmündig festgestellt ist, in der Luft schweben. Die „Berl. Pol. Nachr.“ äußern sich in folgender Weise darüber:

\* Ein fünfziger Reporter meldet, Graf von Caprivi werde „in seiner Einseitigkeit zu Montreux immer wieder durch allehand unaufrichtiger Zufuhren leitens politischer oder persönlicher Gegner gestört. Besonders zu Neujahr habe er einen ganzen Stolz solcher, keineswegs harmloser „Gruatulationen“, aus denen deutlich genug erhellt, wie vielen Leuten er als Reichsanzler im Lichte gefanden haben muß, empfangen. In dessen laße Graf Caprivi solche Anreizerien mit philosophischem Gleichmut über sich ergehen, für Natur und Charakter seiner Gegner seien dieselben aber bezeichnend. — Der Zweck dieses „Berichts“ deutet auf dessen Quelle; es ist uns kaum ganz unmaßgeblich, daß das Material ist, was hier aufgeführt wird. Gerner hat Graf Caprivi allerdings in ungemessen großer Zahl gehabt, als er nach am Staatsrath so; allgemein großer rekrutierten sich nicht aus denjenigen Kreisen, welche es ge-







Deutscher Reichstag.

In den Mandatfragen des Reichstages bildete das allgemeine Gespräch der parlamentarischen Herren... über den wir an anderer Stelle berieten.

Das Epizentrum, das er von der Sozialdemokratie entwarf, rief bei den Vertretern dieser Partei im Reichstage große Erregung hervor, die sich, wie der Präsident abermals rügen mußte, in unmaßigeren Ausdrücken äußerte.

Auch der Redner des Zentrums, Grober, übte eine unermessliche Kritik an den Theorien des Sozialismus... über die er nicht so viel wert als die Arbeit, geleistet hatte.

10. Sitzung vom 9. Januar 1895. 12 Uhr.

Am Pausenabende: Fürst v. Döbeln, v. Voßberg, von Arnim, v. Schöndel, von Källner.

Zur Tagesordnung ist der schleimige Antrag der Abg. Auer vorzulegen, den Herrn Reichstagspräsident zu ersuchen, zu veranlassen, daß das gegen den Abg. Schillingen beim Landgericht I zu Berlin wegen Verlesung der Berliner Reichstagsblätter durch die Presse ersuchende Strafverfahren für die Dauer der gegenwärtigen Session eingestellt werde.

Abg. v. Ruchta (Df) spricht gegen den Antrag, um dieselbe seinen Zweck, dem Abg. St. oblag, die Zehnteilnahme an den Mandatverhandlungen zu ermöglichen, doch nicht erziele, da Herr Schillingen bis zum 30. März im Gefängnis liege.

Abg. Singer weist darauf hin, daß der Reichstag früher schon solche Anträge anstandslos angenommen habe.

Abg. Wagem (Cent.) bedauert es, daß man auf solche Anträge, die immer stets ohne Debatte angenommen worden, so viel Zeit in unproduktiven Erörterungen verweilt.

Abg. v. Stamm (Np.) Die gültige Rede des Abg. Auer war nicht nur etwas lang, sondern auch in gewissem Sinne unangebracht. Das (bei den Sozialdemokraten) Zwingen war für mich doch höchst interessant, ich möchte mich, daß sie die amtliche Programmrede der Partei gewesen ist.

Der Antrag wird darauf gegen die Stimmen der Konfessionen und der Arbeitspartei angenommen.

Darauf wird die erste Verlesung des Gesetzentwurfs betreffend Abänderung und Ergänzung des Strafgesetzbuchs, des Militärs-Strafgesetzbuchs und des Gesetzes über die Presse fortgesetzt.

Abg. v. Stamm (Np.) Die gültige Rede des Abg. Auer war nicht nur etwas lang, sondern auch in gewissem Sinne unangebracht. Das (bei den Sozialdemokraten) Zwingen war für mich doch höchst interessant, ich möchte mich, daß sie die amtliche Programmrede der Partei gewesen ist.

früher waren das wollen sie jetzt wieder ein. Diejenigen benehmen sich in Affekten, sie wollen, daß sich Aufhebung des Sozialistengesetzes das Protokoll der Revolution sich in das Protokoll der Reformpartei verwandelt habe. (Lachen links.) Ich kann nur wiederholen, was ich schon früher gesagt habe: hier im Saale müssen wir die Sozialdemokraten auf Grund der Geschäftsordnung als eine Partei anerkennen. Daraus können wir es nicht. (Lachen rechts.)

die Affekt- und Passionsbilis-Berührung, das Centrum hat auch die Unklar-Verführung angesetzt. Ich habe mit dem Centrum zusammen den größeren Sonntagsgast veranlagt, aber die Sozialdemokraten haben immer dagegen gestimmt. (Lachen.)

Präsident v. Reventlow: Aus der Menge der Jurate von der linken Seite habe ich einen gewählt, den ich nicht anerkennen kann. Ich habe die Wahlung des Reichstagspräsidenten zu veranlassen, daß das gegen den Abg. Schillingen beim Landgericht I zu Berlin wegen Verlesung der Berliner Reichstagsblätter durch die Presse ersuchende Strafverfahren für die Dauer der gegenwärtigen Session eingestellt werde.

Abg. v. Ruchta (Df) spricht gegen den Antrag, um dieselbe seinen Zweck, dem Abg. St. oblag, die Zehnteilnahme an den Mandatverhandlungen zu ermöglichen, doch nicht erziele, da Herr Schillingen bis zum 30. März im Gefängnis liege.

Abg. Singer weist darauf hin, daß der Reichstag früher schon solche Anträge anstandslos angenommen habe.

Abg. Wagem (Cent.) bedauert es, daß man auf solche Anträge, die immer stets ohne Debatte angenommen worden, so viel Zeit in unproduktiven Erörterungen verweilt.

Abg. v. Stamm (Np.) Die gültige Rede des Abg. Auer war nicht nur etwas lang, sondern auch in gewissem Sinne unangebracht. Das (bei den Sozialdemokraten) Zwingen war für mich doch höchst interessant, ich möchte mich, daß sie die amtliche Programmrede der Partei gewesen ist.

Der Antrag wird darauf gegen die Stimmen der Konfessionen und der Arbeitspartei angenommen.

Darauf wird die erste Verlesung des Gesetzentwurfs betreffend Abänderung und Ergänzung des Strafgesetzbuchs, des Militärs-Strafgesetzbuchs und des Gesetzes über die Presse fortgesetzt.

Abg. v. Stamm (Np.) Die gültige Rede des Abg. Auer war nicht nur etwas lang, sondern auch in gewissem Sinne unangebracht. Das (bei den Sozialdemokraten) Zwingen war für mich doch höchst interessant, ich möchte mich, daß sie die amtliche Programmrede der Partei gewesen ist.

Der Antrag wird darauf gegen die Stimmen der Konfessionen und der Arbeitspartei angenommen.

Darauf wird die erste Verlesung des Gesetzentwurfs betreffend Abänderung und Ergänzung des Strafgesetzbuchs, des Militärs-Strafgesetzbuchs und des Gesetzes über die Presse fortgesetzt.

Abg. v. Stamm (Np.) Die gültige Rede des Abg. Auer war nicht nur etwas lang, sondern auch in gewissem Sinne unangebracht. Das (bei den Sozialdemokraten) Zwingen war für mich doch höchst interessant, ich möchte mich, daß sie die amtliche Programmrede der Partei gewesen ist.

Der Antrag wird darauf gegen die Stimmen der Konfessionen und der Arbeitspartei angenommen.

Darauf wird die erste Verlesung des Gesetzentwurfs betreffend Abänderung und Ergänzung des Strafgesetzbuchs, des Militärs-Strafgesetzbuchs und des Gesetzes über die Presse fortgesetzt.

Abg. v. Stamm (Np.) Die gültige Rede des Abg. Auer war nicht nur etwas lang, sondern auch in gewissem Sinne unangebracht. Das (bei den Sozialdemokraten) Zwingen war für mich doch höchst interessant, ich möchte mich, daß sie die amtliche Programmrede der Partei gewesen ist.

Der Antrag wird darauf gegen die Stimmen der Konfessionen und der Arbeitspartei angenommen.





[Nachdruck verboten.]

## Bruder Roderich.

18] Roman von Carl Ed. Klopfer.  
Die Treppe wand sich in halsbrecherischer Steigung hin- an immer höher und höher und schien kein Ende nehmen zu wollen. Roderich athmete schwer, ein unerklärliches Etwas umnebelte ihm das Haupt. Wahrhaftig, er war nicht — „schwindelfrei“! Die Stufen schienen sich unter seinen Füßen zu lockern, er mußte sich fortwährend an der feuchtkalten, rissigen Mauer- rundung emporstasten, um sich die Gewißheit eines festen Haltes zu verschaffen. Er spürte den Widerhall von den Schritten der ihm folgenden in seinem ganzen Körper, ein heißer, betäubender Duft umfing ihn und schien ihn nach oben zu drängen. Es war, als triebe ihn der Athem dieses Mädchens mit dämonischer Ge- walt vorwärts.

Endlich war man oben, in einem runden, niedrigen, er- stikend heißen Gemache, dessen feuchtsiedige, vielfach gesprungene Decke an den Wänden bereits vom Thurmdache abgeschragt wurde. Roderich athmete tief auf.

„Wieviel Stufen waren das?“ fragte er, nur um irgend etwas zu sagen, da ihm sein langes Schweigen lächerlich vorkam.

„Einhundertsechundsiebzig.“

„Wahrhaftig?“ — in Wirklichkeit aber hätte er sich nicht gewundert, wenn sie tausend gesagt hätte.  
„Dies, meine Herrschaften, ist in alten Zeiten der Zug- in's Land der ehrbaren Sippe gewesen, die auf diesem Schlosse hauste!“ erklärte Renee mit erhobener Stimme, wie ein jüngerer Fremdenführer, der sein Sprüchlein ableiert. „Hier hat die züchtige Frau Ritterin nach dem Eheherrs ausgespäht, wenn sie ihn von der Jagd oder gar aus fernem Morgenlande zurück- erwartete.“

„Heute müde sie sich vielleicht nicht mehr die Mühe geben, darum die einhundertsechundsiebzig Stufen heraufzuklimmen,“ entgegnete Roderich und trat durch die einzige, rahmenlose Oeffnung in der runden Mauer auf einen eisernen Altan hinaus, der nach Osten sah.

Der Genuß des durchdrückenden Fernblickes von dieser Stelle aus wurde jedoch durch die Gefahr beeinträchtigt, die hier drohte. Das Geländer des Altans war nämlich zum größten Theil ab- gebrochen und bot der Hand kaum mehr einen Stützpunkt.

Roderich schauderte, als er in die graufige Tiefe hinablickte, und staunte über die Unergründlichkeit seiner Vealeiterin, die sich hier ebenso leicht und grazios bewegte wie auf dem Salonparfett, das sonst ihre einzige Domäne schien.

„Das mißt so ungefähr sechs Stockwerke,“ sagte sie leicht- hin. „Wenn das Ding da mit uns einbräche, getraute ich mich für unsere Gesundheit nicht zu bürgen.“

Dabei trippelte sie mit ihren niedlichen Füßchen ganz tapfer auf dem eisernen Boden, daß er zitterte und hell erklang. Roderich erfüllte dieser herausfordernde Leichtsinns mit Erbitter- ung und zugleich mit widerwilliger Bewunderung. Wieder war es ihm, als wäre er der Spielball in der Hand einer un wider- stehlichen Macht, die ihm bei allem Abscheu einen gewissen fieberischen Entzuseasmus abnöthigte.

Sapristi! Es lag doch Klasse in diesem bizarren Geschöpf.

„Warum diese Schwermuth, mein Freund?“ lachte Renee. Ihre Stimme hatte auf dieser lustigen Höhe einen ganz eigenen, zauberischen Klang. In ihren wasserklaren Nirenaugen sprühte eine diabolische Lust. Ein frischer Wind vom Rhein her spielte mit ihrem halb aufgelösten rothen Kraushaar, als wirbelte er züngelnde Flammen auf. — „Ihr ahnungsvolles Herz spürt wohl irgend einer elegischen Geschichte nach, die vor so und so viel Jahrhunderten an dieser Stätte passirt sein mag? In der That giebt es kaum eine deutliche Burgruine die nicht solch ein romantisches Nistörchen aufzuweisen hätte. Schade, daß ich mich um die Sagen-Chronik dieses Thurmes nicht mehr

gekümmert habe! Aber vielleicht kann ich Ihnen mit einer Stearaisgeschichte dienen. Sie können sie mit ebenso gutem Glauben hinnehmen, wie die meisten Erzählungen, die Ihnen auf Ihren berühmten alten Schlössern vorzulesen wer- den. Nehmen wir also an, hier habe einst ein schönes, unglück- liches Edelfräulein gelebt. Verschmähte Liebe natürlich war der Grund. Und als man ihr eines Tages die Kunde brachte, daß der Herzgeliebte da drüben, jenseits des Rheins, einer An- deren die Hand zum ewigen Bunde gereicht habe, da rief die holde seinen Namen zum letztenmale mit verzweifelnem Schmerze in die Lüfte, schwang sich über das Geländer — das damals natürlich noch in besserem Zustande war als heute — und zer- schmetterte sich die garten Glieder in diesem Abgrunde. — Nun, verstehe ich mich nicht auch auf deutsche Dichtkunst?“

Roderich hatte keines ihrer Worte verloren, ihre Stimme umrauschte ihn wie Sirenenmusik. Er wußte, ohne daß er ihr einen Blick schenkte, daß sie nie verführerischer ausgesehen habe als in dieser Minute — und gerade deshalb sah er unverwandt in die gähnende Tiefe vor sich hinab. Eine Ideenverflechtung führte ihn in seine Knabenjahre zurück. Er erinnerte sich, wie oft und wie gerne er vom Thurm des Straßburger Münsters hinabgesehen und dabei immer mit dem grausamen Gedanken ge- spielt hatte: wenn ich nun da hinunterpränge ...! Mit süßem Schauern hatte er sich die gigantische Lustreise vorgespiegelt, bis ihn ein grauser Schwindel von der Brüstung zurückgetrieben hatte. Heute prickelte wieder diese Lust aus seiner Knabenzeit in ihm auf.

„Hat Ihnen mein Märchen nicht gefallen, Roderich?“ er- tönte die berückende Altstimme der Französin dicht an seinem Ohr, und zugleich fühlte er, wie sich ihre kleine Hand auf seine Schulter legte.

Er drehte sich um und maß die tannenschante, biegsame Er- scheinung mit funkelnden Widen. Na, dieses Weib war teuflisch schön! Und was brauchte es, um den Schluß ihres Märchens in die Wirklichkeit zu überlegen? Ein Ruck — und der zierliche Gliederbau zerickelte da unten bis zur Unkenntlichkeit! Und wenn er es thäte, wann er dieser plötzlichen Anwandlung von Mordgier Folge gäbe? Na, wäre es am Ende nicht ein Werk heroischer Tugend gewesen? Diese Circengehalt athmete ja Un- heil und Verderben!

Er trat mit bleichem Gesicht zurück, von demselben Schwindel ergriffen, der einst den Knaben auf dem Münsterturm berauscht hatte. Um Himmels willen! er durfte nicht weiter denken, es zuckte schon in seinen Fingern; noch eine Sekunde diese verrückte Idee im Kopfe — und sie wurde zur That!

„Gehen wir hinein — ich bitte Sie!“ flüsterte er mit bebenden Lippen und wandte sich nach dem Thurmzimmerchen zurück. Leichtfüßig wie eine Gazelle folgte sie ihm nach. Auf der breiten Schwelle faßte sie ihn am Arm und zwang ihn, sich nach ihr umzudrehen. Ihr trillernes Lachen ließ ihre Kehle erbeben, als spielten Perlen unter der durchdrüchtig arten Haut.

„Wollen Sie wetten, Roderich, daß ich weiß was sie sich soeben dachten? — Ihr Auge hat mir's verrathen: Herrgott, was für ein höllischer Blick! — Sie kämpften mit dem Ver- langen, mich da — hinunterzulösen, nicht wahr?“

Eine seltsame Wuth zuckte plötzlich in ihm auf. Er faßte mit derber Faust das Handgelenk Renees, um sich von ihrer Verührung zu befreien. Da stieß sie einen leisen Schrei aus, die Wlässe eines jähen Entsetzens vermandelte ihre eben noch lachende Züge; sie mißverstand ihn, glaubte, er wolle sie vielleicht von momentanem Irrsinn gepackt, in der That von der Altane hinab schleudern.

Und war es nicht auch wirklich Irrsinn, was ihn ansiel? — Mit einem seltsamen Köcheln aus tiefter Brust schlang er die Arme um sie, zog sie an sich und preßte seinen Mund auf ihre schwellenden Lippen, so jeden Laut von ihnen er- stückend. Es flimmerte ihm vor den Augen, das Blut brauste ihm in den Ohren, er konnte weder sehen noch hören, ob sie sich

wehrte, der Druck seiner Muskeln war so stark, daß er ihre Bewegung nicht fühlen konnte; er spürte nur den warmen, weichen Körper in seinen Armen, den Hauch ihres Mundes auf seinem Gesichte — süß und verderblich wie die Sünde — und konnte, konnte nicht anders, als sie wieder küssen — und wenn der Tod darauf gestanden hätte!

Dann stieß er sie brutal zurück und floh, ohne sich umzusehen, wie von Furien gehebt, die Thurmterrasse hinab.

„Kain!“ schrie es in ihm.

Es war nur ein Wunder, daß er nicht stürzte.

Im Parke schritt Günold mechanisch auf den steinernen Tisch zu, an dem der Bruder mit Justine saß. Er dachte jetzt nicht an weitere Flucht; es war, als triebe ihn sein Gewissen oder sein Verhängniß gerade an diese Stelle.

„Wie verstört Du aussiehst!“ bemerkte Gilbert lächelnd. „Haben Dich die Gespenster der Thurmruine geneckt? Es giebt Leute, die an solche ernstlich glauben.“

Roderich verzog den Mund zu einem geistlosen Lächeln. Die Junge lebte ihm am Gaumen: er konnte nichts sagen. Zu seinem Glück kam ihm jetzt die gute alte Jungfer zu Hilfe.

„Die endlose Wendeltreppe hat Sie schwindlig gemacht. Na, sie ist nicht ungefährlich zu besteigen, zumal wenn man es nicht gewohnt ist. Kommen Sie, Herr von Günold, und stärken Sie sich an einem Täßchen Kaffee! Die frische Luft wird dann das Uebrige thun.“

Roderich verneigte sich dankend und zog sich einen der Gartenstühle heran. Aber er setzte sich nicht. Er hörte die raschen Schritte Renées hinter sich. Jetzt verfluchte er erst die unbegreifliche Gedankenlosigkeit, die ihn an diesen Tisch geführt hatte. Was wollte er da? Wie war er eigentlich hierher gekommen?

Er wagte es nicht, sich nach der Herankommenden umzusehen. Mit rasender Angst zählte er ihre Schritte.

In der nächsten Sekunde wird sie da sein, in Empörung ausbrechen, daß sie ihn hier wieder antrifft, und ihre Miene wird errathen lassen, was geschehen ist. Da — malte sich nicht schon eine drohende Befremdung im Gesichte des ihr entgegenstehenden Gilbert? Roderich fühlte, wie ihm die Zähne aneinanderstießen. Hätten ihn Gilbert und Fräulein Justine in diesem Momente beobachtet — seine Haltung würde ihn vor ihnen angeklagt haben. Er stand wie gelähmt, in unmittelbarer Erwartung des niederstürzenden Streiches.

Erst Renées Stimme, ihr völlig unbefangener Ton löste diese Erstarrung und hauchte ihm wieder Athem ein.

Sie lachte und plauderte, neckte sich mit dem Bräutigam und lobte den Kaffee der Tante — und Roderich griff sich an den wirbelnden Kopf und fragte sich, ob er die Scene in der Thurmmaniarde nicht bloß geräumt habe.

Nachts in seinem Bette hielt Günold ein „vernünftiges Selbstgespräch“, dessen Resultat der Voratz zur Abreise in den nächsten Tagen war. Es war ein Gebot seiner Mannespflicht. Nur über die Art der Vorbereitungen dazu konnte er sich nicht klar werden. Aber das mußte sich schließlich finden. Wenn

es nicht anders aina, so war er entschlossen, sich erst hinterher, brieftlich, mit plötzlichen Geschäften zu entschuldigen. Mochte Gilbert dann denken, was er wollte; sie waren, wie vorher, geschiedene Leute, und darum handelte es sich ja allein.

Doch die Schwierigkeiten, die in den Reflexionen der Nacht leicht zu überspringen geschienen hatten, stellten sich am Tage weit bedenkllicher dar. Nein, heute fand sich absolut keine Gelegenheit, das Jelt abzubrechen: vielleicht morgen! Und so aing es weiter bis sich Roderich zu der Anricht bequeme, daß seine augenblickliche Abreise doch nicht so unbedingt nöthig sei. Ja, wenn eine Gefahr zu weiteren Verirrungen vorhanden wäre! Aber da hatte er wahrlich nichts zu besorgen. Es lief alles in den alten Geleisen. Renée nahm jenen delikaten Vorfall als nicht gechehen, nichts an ihr verrieth, daß sie den leisesten Gedanken daran bewahre. Uebrigens wich ihr Roderich jetzt sehr sorgsam aus — sorgsam auch in der Beziehung, daß sogar die argusaugige Josefine nichts Auffälliges darin finden konnte. Die vollkommen gelassene Haltung dieses Mädchens trug überhaupt sehr viel zu seinem eigenen Gleichgewicht bei. Wenn selbst Josefine nicht „Sündstoffs“ in der Luft witterte, ja dann war ein solcher — gar nicht vorhanden und ihn quälten nur Einbildungen.

Deffnungsgedacht aing er der Französin noch eine Weile aus dem Wege — bis auch da die leidige Gewohnheit, das Nivelirende der Alltäglichkeit wirkte. Bald fand er es sogar kinölich, sich einem harmlosen Verkehr mit der zukünftigen Schwägerin eine Zeit lang entzogen zu haben. Alle Wetter! wäre das nicht eben feig gewesen, das gerade Gegentheil der männlichen Stärke, die er bei der damaligen groken „Einfuhr in sich selbst“ pathetisch aufgerufen hatte? Nein, wirkliche Stärke ist es vielmehr, den Dingen beherzt zu Leibe gehen. Und siehe da, jetzt, wo er es that, erwies sich der vermeintliche böse Geist in seinem Innern als ein leerer Popanz.

„Ich werde sie lieben.“ wiederholte er sich jetzt abermals mit innerlichem Spott. „Wenn die unbegreifliche Ausbreitung jener Minute im Thurmgemache nicht einer plötzlichen Geistesstörung entsprach, dann müßte ja die dumme Weisagung Josefines an mir schon in Erfüllung gegangen sein. Und — liebe ich „sie“ etwa? Lächerlich! . . .“

Die Damen de la Croix kamen fast jeden Abend in die Gräffische Villa herüber. Das herrliche Wetter gestattete, daß man das gemeinsame Souper im Garten einnahm. Das waren Stunden, in denen ein zufälliger Beobachter ein Bild lieblichster Harmonie zu schauen hätte glauben können. Roderich erzählte von seinen Erlebnissen oder las aus einem Buche vor, und die Anderen hörten ihm mit Interesse zu: Gilbert und Renée dacht aneinandergeschmiegt, aber ohne jenes verlebte Geständel und Gefose, das für unbetheiligte Zeugen immer etwas Verlezendes hat, und das auch zu ihren Trauerkleidern nicht gut gepaßt hätte; Fräulein Justine mit im Schooß gefalteten Händen ihren wehmüthigen Träumereien nachhängend, Josefine am Ende des Tisches mit einer Handarbeit beschäftigt, wenn sie nicht mit der Bereitung der Erfrischungen zu thun hatte, denn nach der eigentlichen Mahlzeit behalt man sich ohne die hörende Dienerschaft. (Fortsetzung folgt.)

### Erfahrungen beim Heirathen.

London, 18. Mai.

Mein theuerster Vater! Wie wirst Du Dich wundern, wenn Du diesen Brief erhältst! Ich habe mich verlobt, ich will so bald als möglich heirathen, und ich bitte Dich so herzlich als möglich: komm zu meiner Hochzeit hierher! Komm! Sie ist das schönste, lieblichste, reinste Wesen der Welt, eine göttliche Blondine, mit den schönsten, süßesten Nchaugen der Welt, und ich bin der glücklichste Mensch der Christenheit, das mir ein so unverdientes Glück zu Theil geworden ist. Lieber Vater, wir heirathen im Juli, also muß Du bei Empfang dieses Briefes Dich sofort zurecht machen. Du wirst Dich über meinen Brief wundern, lieber Vater, aber ich kann nicht zusammenhängend schreiben. Du wirst denken, ich sei etwas verrückt, lieber Vater, es mag sein, aber jedenfalls ist diese Verrücktheit eine glückliche. Du erhältst noch weitere Nachricht, lieber Vater, und ich telegraphire Dir den Tag der Tage. Dein Dich liebender Sohn  
Bernhard.

Sie heißt Violet. Sie ist süß. Sie ist ein Engel. Aber die Post geht fort, ich muß schliefen.

„Sie ist das schönste Wesen der Welt . . . sie hat die süßesten Nchaugen der Welt . . . Poß Nig ist der arme Kerl verliebt!“

So sagte mit halb spöttischer, halb mitleidiger Miene der Empfänger des Briefes, der Herr Tom Middleton, in Firma Middleton und Drencott, Calcutta und London.

Der Herr Tom Middleton war ein schlanker, sehr eleganter Herr „in den besten Jahren“, d. h. so etwa Anfangs der schlechteren Hälfte der Sechziger. Seit 20 Jahren lebte er in Calcutta, während sein Compagnon Drencott das Londoner Haus leitete. Bernhard war Toms Sohn; seine Geburt hatte vor 28 Jahren der Mutter das Leben gekostet; verzweifelt und halb im Groll gegen den unglücklichen Bernhard hatte Tom sechs Jahre später England verlassen und den Kleinen der Obhut einer Tante anvertraut, die ihn gut erzogen und ihm schließlich ihr Vermögen hinterlassen hatte. Daß „der kleine Bernhard“ — dem Vater schwebte er immer noch als Baby in einem ipizenbesezten weißen Kleidchen vor — sich verheirathen wollte, kam Herrn Tom ziemlich lächerlich vor.

„Verrückter Junge!“ murmelte er, schaute auf die Spitzen seiner eleganten Lackstiefel, schnippte hie und da ein Stäubchen von dem feinen blauen Anzuge weg und strich sich über den ergrauten blonden Bart. Dann schaute er wieder in den Brief.

„Süße Nchaugen! Blödsinn! Augen können groß, klein, schwarz, blau, hübsch oder häßlich sein, aber doch nicht süß. Süß ist doch kein Prädikat für Augen! Na, ich werde dem Bubem einen Brief schreiben.“ Und er nahm einen großen Bogen, auf dem oben links die Firma gedruckt war, und begann:

Middletou und Drencott,  
Calcutta und London.

Calcutta, 12. Juni.

Eurer Sohn!

Heirathen ist ein sehr ernstes Ding! Ich habe etwas Erfahrung  
dabei, Du kannst es mir glauben, deshalb bin ich auch in Sorge  
über die Wahl, welche Du getroffen hast. Sieh einmal, mein guter  
Sohn, Du hast in früher Jugend Deine edle, vortreffliche Mutter  
verloren, die . . .

Herr Tom legte die Feder hin und sann nach, aber — — —  
Die schöne Leichenpredigt, welche er dem Sohne über seine ver-  
storbene Mutter hatte schreiben wollen, ging ihm nicht aus der  
Feder. Plötzlich — er wußte selbst nicht wie — erschien auf  
der Weisse des Papiers ein hübsches, rosiges, lachendes Antlitz;  
doch es hatte keine Nehnlichkeit mit dem der Person, über die  
er hatte schreiben wollen. Er wuschte mit der Hand über das  
Papier; nun war's weg, aber wie er wieder die Feder ansetzte,  
war's auch wieder da. Bestrickend lächelte es ihn an, und  
zog seine Gedanken magisch an. Er lehnte sich in seinen Stuhl  
zurück und ließ seine Gedanken den Weg laufen, die ihnen das  
Bild wies.

Wem gehörten doch die Augen, die ihn so anlächelten? Nichtig:  
sie saßen ein in dem Köpfchen einer jungen reizenden Person, die  
er in dem Hause eines Geschäftsfreundes in Calcutta kennen ge-  
lernt hatte, wo sie Gesellschaftsdame war. Und Letty ward sie ge-  
rufen, Letty Barnes, und verdrehte allen jungen Leuten die Köpfe.  
Auch Tom Middletou, obwohl er nicht mehr jung war. Das fante  
er sich zwar selbst im Anfang, aber bald kam ihm die Erkennt-  
niß, daß einige dreißig Jahre, um die er älter war als Miß  
Barnes, eigentlich kein Hinderniß seien, sich in die reizende Letty  
zu verlieben. Dieses Bewußtsein endlich gewonnen, verliebte er  
sich bis über die Ohren in Miß Barnes. Sie waren zwar etwas  
lang, diese Ohren, wie ein Freund meinte, aber das schadete  
nichts. Der Ocean von Liebe, in den Herr Middletou tauchte,  
war noch tiefer. Ein Glück war es, daß Miß Barnes nicht nur  
jung und reizend war, sondern auch klug und ganz derselben  
Ansicht, daß einige Kenne mehr oder weniger keine Hindernisse  
seien, einen verliebten reichen Mann zu heirathen.

So kam es, daß kaum sechs Monate verfloßen, bis sich in  
des Kaufmanns Eßzimmer eine kleine Veränderung zugetragen  
hatte: an sich unbedeutend, aber doch folgenreich und den Be-  
ginn eines neuen Lebensabschnittes bezeichnend. Nach Ablauf  
dieser kurzen Zeit nämlich verschwand das Bild von Frau  
Middletou Nr. I. von seinem Ehrenplatze und auf demselben thronte  
nun das Bildniß Frau Middletou Nr. II. Von diesem Throne  
aus herrschte sie aber auch unbeschränkt.

Selbstverständlich wußten sich die Freunde des Neuvermählten  
in ihren Lobpreisungen über sein Glück nicht zu fassen. Wenn  
sie ihm die Hand drückten, geschah es nicht ohne zu sagen:  
„Mein, was bist Du für ein glücklicher Junge.“ Wenn er ihnen  
aber den Rücken kehrte, hielten sie sich die Bäuche über das  
verliebte Gethue des „alten Karren“. Eigentlich logen die  
Freunde in keinem Falle. Letty war wirklich ein wonniges,  
reizendes Persönchen, das bald das Entzücken ganz Calcuttas  
bildete. Es war gewiß für Tom Middletou eine Lust zu sehen,  
wie alles sich vor seiner Frau in Bewunderung neigte, und  
er fühlte sich auch in den Strahlen der „Sonne von Cal-  
cutta“ wie ein Jüngling. Aber unangenehm war es doch,  
wenn er auf der Straße oder in einer Gesellschaft hören  
mußte: „Wer ist denn jener alte Herr dort?“ Das? Das ist  
der Mann von Frau Middletou.“ „Ah, von jener koketten,  
reizenden jungen Frau, von der die ganze Stadt spricht.“ „Ja,  
ganz recht.“ Wenn Tom das hörte, gab es ihm jedesmal einen  
Stich, in den Augen der Welt nichts mehr zu sein als der  
Mann seiner Frau. Seiner Frau? Natürlich seiner Frau; der  
gute Tom glaubte nämlich, daß Schön-Letty nur seine Frau sei.  
Mein Gott, er hatte so viel an der Schönheit seiner Frau zu  
bewundern und so oft beständigen hören, daß sie schön sei und er  
ein Glückspilz, daß er gar nichts Anderes sah und hörte. So  
war Tom selbstverständlich die einzige Seele in ganz Calcutta, die  
keine Ahnung von einer gewissen Vestie Grant hatte. Vergeblich  
zerbrach er sich auch den Kopf, warum denn die Damen der Gesell-  
schaft seine Frau nicht wie früher mehr besuchten. „Sie werden  
eifersüchtig auf die Schönheit meiner Frau sein, gegen die sie nicht  
aufkommen können.“ überzeugte er sich jedesmal, wenn er darüber  
nachdachte und süßte sich in dieser Ueberzeugung nur noch glück-  
licher. Dann ging er zu dem Bilde von Frau Middletou Nr. II,  
streichelte den Rahmen, lächelte es selig an und dachte bei sich:  
„Lieber bunter Schmetterling, neiden sie deinen Glanz und deine  
Wunderkeit. Ob du herziges Letty.“ Und dann küßte er das  
Bild. Sie selbst küßte er allerdings noch viel lieber, aber sie war  
keine große Freundin davon, auch war sie nicht viel zu Hause.

Warum hätte der Schmetterling seinen Schimmer auch in den  
vier Wänden abreiben sollen? Und so mußte Tom oft lange  
warten, bis seine Frau heimkam. Eines Tages aber wartete er  
vergebens. Der Schmetterling mochte die Tochterblume nicht mehr,  
es gelüftete ihn nach anderen Blüten, und so hatte er die bunten  
Flüglein gespreizt und war auf und davon geflogen; da aber ein  
einjamer Schmetterling vielen Gefahren ausgesetzt ist, hatte sich  
Letty jenen Vestie Grant mitgenommen, dessen Jugend ihr doch  
geeigneter schien, um fröhlich durch die Welt zu fliegen, als Toms  
fünfzig und etliche Jahre. Einige flüchtig hingeworfene Zeilen  
von Lettys Hand und der Trauring, das war alles, was Tom  
eines Tages noch von seinem Schmetterling in Händen hielt.  
Damals kam er sich plötzlich wie ein rechter alter Gelb vor.  
Das gefegliche Band, das ihn noch an Letty fesselte, war bald  
zer schnitten. Die Liebe hatte sich in Verachtung gewandelt, und  
der Kagenjammer nach dem Liebesrausche wäre bald einer  
normalen Stimmung gewichen, wenn nicht die spöttischen Blicke  
seiner Mitmenschen gewesen wären und er nicht gehört hätte, wie  
man sich über ihn in die Ohren tuschelte: „Sehen sie, das ist  
der Mann von Frau Letty Middletou, die mit einem jungen  
Lebemann durchgebrannt ist.“ Diese Blicke und dieses Ge-  
tuschel machten ihm das Leben sauer; nach einiger Zeit aber  
hatte man wieder über einen anderen Fall zu tuscheln, und Letty  
und ihr Schmetterlingsanzug kamen nur so ab und zu noch zur  
Sprache, wenn man beim Five o'Clock gar nichts mehr sonst zu  
reden wußte.

Das alles ging Tom Middletou jetzt wieder durch die Er-  
innerung, und er wollte seinem Sohne die Geschichte in dem ab-  
schreckendsten Farben ausmalen. Vielleicht stände er dann von  
seinem Vorhaben noch ab.

„Den Teufel auch, nichts wird's bei dem Burjchen nützen,“  
rief er aber nach längerem Besinnen aus, „das Kind wird über  
meine Mahnungen zur Vorsicht doch nur lachen. Uebrigens was  
gehts mich an. Jeder Ochse will kein Joch, und der Junge will  
heirathen. Uebrigens ist er alt genug, um ihn die Suppe selbst  
auslöffeln zu lassen, die er sich einbrocken will.“

Darauf kam ein Brief zu Stande, voll väterlicher Liebe und  
reich gespickt mit Glückwünschen, wie mit Entschuldigungen, daß  
er bei dem Feste seines Sohnes nicht persönlich erscheinen könne.  
Am Schlusse wünschte er ihm nochmals alles Glück und bat ihn,  
doch das Bildniß der Braut zu senden und einige nähere An-  
gaben über sie zu machen.

Als der Brief in Albany ankam, zeigte Bernhard ihn  
seinem Auserfreund Jack Everett und meinte: „Nett von ihm,  
daß er die Sache so gütig aufnimmt; nicht wahr?“

Jack lächelte: „Was hätte er auch anders schreiben sollen?  
Du bist dein eigener Herr und hängt in keiner Beziehung von  
deinem Vater ab. Glücklicher Burjche. Ich wollte, ich hätte auch  
solch eine Erbtante wie Du.“

„Lieber Jack, meine Tante Alicia hatte auch ihre großen  
Schattenseiten, ihre Mucken.“

„Eine einzige: Die Laune, daß sie Dir ihr Vermögen nur  
unter der Bedingung hinterlassen wollte, daß Du ihren Namen  
annahmst.“

„Ja, aber welchen Namen! Middletou klingt zwar auch  
nicht besonders melodisch, aber „Sweetlove“ — ich bitte Dich!  
Wenn übrigens Violet nicht als Frau Sweetlove herumlaufen  
will, so kann ich es ihr nicht verargen, und verzichte lieber auf  
die ganze Erbschaft.“

„Na, das Mädchen möchte ich doch sehen, daß einen Namen  
ausschläge, in dessen todten Buchstaben ein jährliches Einkommen  
von 5000 Pfund klingt.“

„Jack! Uebelidige mein Beilchen nicht; du weißt, Violet ge-  
hört nicht zu denen, die . . .“

„Mein lieber Freund, ich weiß schon, was du sagen willst;  
schon gut. Aber sag einmal, hast du denn deinem Vater  
Näheres über deine Braut mitgetheilt?“

„Ach konnte nicht, ich war zu aufgeregt.“

„Hör mal; das ist doch eigentlich ganz romantisch zuge-  
gangen, wie du deine Braut kennen gelernt hast. Du trafst sie  
auf einer Meise in der Schweiz?“

„Ja, sie machte dort mit dein Tante — Missis Bugh —  
eine Tour; wir trafen uns auch auf der Heimreise, sie lud mich  
dann auch ein, sie in ihrem Heim in South Kensington zu be-  
suchen, und . . .“

„Du kamst, fahst und siegest; gut, ich wünsche dir alles  
Glück. Apropos, ich bin doch dein Brautführer?“

„Natürlich; doch was mir einfällt, der Dampfer geht schon  
morgen nach Calcutta ab, ich muß doch das Bild meiner Braut  
senden und ein paar Zeilen dazu schreiben.“



„Schreibe sofort“, sagte Jack und rückte seinem Freunde einen Stuhl zurecht. „Ich werde einstweilen das Bild einpacken.“

Während die Feder Bernhards über das Papier hinflieg, betrachtete sein Freund die Photographie und dachte bei sich: „Wenn ich Du wäre, lieber Bernhard, würde ich nicht so liebesrausend sein; deinem Vater wäre es weit erwünschter, etwas Näheres über der Lady Checkbuch zu erfahren, als einen langen Aufsatz über ihre Schönheit zu lesen. Die richtige Meinung von ihrem Neuzern wird ihm schon das Bild beibringen.“ Er rieb die Photographie ein wenig an seinem Kermel und steckte sie dann in einen Umschlag. Dabei fragte er sich, welchen Eindruck die etwas kühne und auffällige Pose auf den alten Mann haben dürfte und ob seine alten Augen die Kunst des Retoucheurs würdigen könnten, der den Augen seines Modells einen so feurrigen Glanz zu geben gewußt hatte. Aber was ging das alles ihn an? Das war doch lediglich seines Freundes Sache; und soviel Kunst man auch von dem Bilde subtrahiren mochte, das Original blieb doch immer ein hübsches begehrenswerthes Mädchen.

Brief und Photographie waren am nächsten Morgen bereits auf dem Wege nach Calcutta. (Schluß folgt.)

### Allerlei.

„Ich hatt' einen Kameraden“ — Ein in Rußland anfassiger Deutlicher, der sich gegenwärtig zum Besuch bei seinen in A. lebenden Familienmitgliedern aufhält, erzählt folgende Geschichte von einem ergreifenden Wiedersehen: „Mein Freund und ich saßen Beide in Berlin auf einer Schenke; wir hatten einander sehr lieb, halfen uns gegenseitig bei schwierigen Aufgaben, rauchten auch wohl einmal miteinander, wie es Jungens eben thut, aber wir blieben doch immer treue Kameraden. Was mich besonders zu ihm hinzog, war sein hübsches, ehrliches Gesicht. So verlebten wir die Schulzeit, bis diese ihr Ende erreichte und wir uns trennten. Mehr Jahre waren seitdem vergangen; wir hatten uns nicht wiedergegesehen; ich trat in das Geschäft meines Onkels in Petersburg ein, um dort die Schlosserei, von der einfachen bis hin zur Kunstschlosserei zu erlernen. Da trat eines Tages ein Mann der Obrigkeit bei uns ein und forderte meinen Onkel auf, ihn zu begleiten, er solle einem Verbrecher die Hand- und Fußschellen zuschmieden; er bekomme dafür fünf Rubel. Mein Onkel jedoch weigerte sich und sagte: „Um Alles in der Welt lassen Sie mich mit einem solchen Auftrage zufrieden, und bekäme ich das Fehlsache dafür, das kann ich nicht.“ Währenddessen war ich ins Zimmer getreten und sagte: „Onkel, ich werde die Arbeit verrichten, man muß nicht solche Bedenken hegen, es handelt sich doch immerhin um einen Mörder!“ Der Polizist war einverstanden. Ich suchte Hammer, Zange und einige Niete zusammen, und hin ging es nach dem Gefängnis. Wir schritten über einen großen Hof, durch verschiedene Korridore und blieben endlich vor einer Zelle stehen, in die wir sogleich eintraten. Es war ein ziemlich großer dämmeriger Raum. An die Wand gelehnt, erblickte ich den Verbrecher, einen jungen Mann; ihm zur Seite waren Soldaten aufgestellt und vor ihm stand ein Offizier. Ich gebe durch die Reihe auf den Verbrecher zu, um meine Arbeit zu beginnen, doch kaum erblickte ich ihn, da entfällt mir vor Schreck mein Handwerkszeug, und mühsam ringen sich die Worte von meinen Lippen: „Müssen wir uns so wiedersehen?“ Der Verurtheilte war mein Schulkamerad mit dem hübschen, ehrlichen Gesicht! Doch er rührte sich nicht; starr, wie leblos, stand er da, sein Wort brachte er herauf; nicht ein einziges, leises Jucken in seinem fahlen Gesicht verrieth irgend welche innere Bewegung. Doch meine Arbeit mußte gethan werden. Unaufgefordert streckte er mir seine Hände entgegen und ich schlug durch die Schellen die Niete so vorsichtig, daß erstere noch Spielraum hatten, damit sie nicht allzu sehr drückten. Nach einer halben Stunde war die schwerste Arbeit meines Lebens vollendet. Gegen Abend führte man einen Transport Sträflinge an unserm Hause vorüber; sie waren gefesselt an Händen und Füßen. Ein schmerzliches Gefühl kam über mich, als ich diesen I wuß sah, denn er war unter ihnen, mein treuer Schulkamerad, und ich habe ihm seine Fesseln zuschmieden müssen! Ich sah ihn zum letzten Mal, denn fort ging es mit ihm nach dem Grabe der Lebendigen, nach Sibirien!

Grausamkeiten vom ostasiatischen Kriegs-Schauplatz. Ein englischer Marine-Offizier giebt in der „Times“ ein höchst anschauliches Bild, wie es in Port Arthur einige Tage nach der Einnahme der Festung ausseh: „Es bot sich ein grauenvoller Anblick dar. Abgebaurne Chinesenköpfe lagen auf den Straßen. Der Kumpflag weiter abwärts. Drei todte Frauen lagen bei einander. Getödtete chinesische Soldaten waren zu Haufen geschichtet, nur von einer Matte bedekt. Alle Häuser waren geplündert. Vielfach lag ein todtter Chinese unter den Möbeln. Die Straßen waren mit Leichen, Gewehren, Munition, Schuhen und Waffenröden besät. Die Chinesen hatten in ihrer Panik einfach Alles fortgeworfen. In den Forts war die Munition tonnenweise zum Gebrauche abgeschichtet, aber niemals angerührt worden. Einige Kanonen waren niemals ab-

gefeuert, ja nicht einmal geladen worden. Der Verfluß lag vor der Mündung. Port Arthur hätte niemals eingenommen werden können, wenn die Chinesen auch nur ein Titteln Schmeideigkeit beisehen hätten. Aber sobald sie die Japaner anrücken sahen, flohen sie nach dem Hafen, wo ihnen ein sühner Tod von den Schüssen der japanischen Torpedoboote und dem verfolgenden Feinde im Rücken drohte. Am ersten Tage der Schlacht wurden einige Japaner gefangen genommen und in Stücke zerbaurn. Dann trugen die Chinesen die Köpfe auf Stangen durch die Stadt. Das machte die japanischen Soldaten so wild, daß ihre Offiziere keine Kontrolle mehr über sie hatten und ein Massengemetzel folgte. Die Japaner verloren 300 Todte verloren haben. Wahrscheinlich sind es aber mehr. Der Verlust der Chinesen wird auf 500 Mann geschätzt.

Beachtliche Gesichtstein. In der Beilage zum „Landmann“ finden wir folgende beachtliche Geschichten.

Dor ü m. De Kräger Hennings kummt mal bi Wintertag nah Fuß un segat tau sin Fru: „Muoder, giwo mi mal rasch dräa Täg her! Ich bin un unken See inrosen un döck un döck nat.“ — „Mein Gott, Radder!“ röppt sin Fru, „wo kummt Du aewer of so unvorsichtig wesen un aewer den See gahn? Du haddst jo verdinken kumt!“ — „Je, dat segg man mal!“ meint de Kräger: „ich h.oo mi jo of rein dod araet, wenn id versapen wir, denn id he.ow grad en Null frischen Brimtabal bi mi.“

Dat deden Sei of nich. Mal in 'n Mandover lett de Unt'ross'ier Möller von de Wismerischen Füseliers sin Korporalchaft up den Bassower Schulten sinen Hof antreden, un as bei — nachdem hei Allens gründlich nahsehn lett — „Gewehr aewer“ kommandirt, mafen of All' den Griff, blot de Legt“, de dicit an de Schundt leit, nimmt sin Flint nich hoch. „Wat Dannerwetter!“ sobet de Unt'ross'ier den Airt dun an, „worüm nimmt Du Din Gewehr nich aewer?“ — „Je, Herr Unt'ross'ier, dat deden Sei of nich.“ — „So? Worüm denn nich?“ — „Je, min Kolben steiht in den Schulten sin Theerbütt!“

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Proschüren &c. angezeigt. (Verrechnung nach Auswahl vorbehalten.)

— Kirchliche Bausteine. Zeugnisse vom Licht und Recht der evanagelischen Kirche. Aus den nachgelassenen Reden und Abhandlungen des weil. ersten Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen D. th. Leopold Schulze, gesammelt von Julius Leopold Schulze, Pastor und Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin. Bremen 1895, C. G. Müller; Preis 5 M.

Die Provinz Sachsen dürfte stolz sein auf ihren Generalsuperintendenten, den vor wenig mehr als Jahresfrist abgerufenen D. Leopold Schulze. Wo er auftrat, und es werden in der Provinz wenige Orte sein, die der rastlose Mann in den 24 Jahren seiner Amtsführung nicht besucht hätte, da empfing die Gemeinde den Eindruck, daß er ein Zuge des göttlichen Wortes war, wie er auch in seinem hohen Amt sich selten findet. Für den Reichthum und die Ursprünglichkeit seines Gemüthslebens stand ihm eine seltene Fülle und Vielsamkeit des Ausdrucks und der Vortragsweise zu Gebot. Die kirchlichen Bausteine, die der Sohn in dem vorliegenden Bande veröffentlicht hat, werden vielen Gliedern der großen Provinzialgemeinde willkommen sein, als Beiträge zu einem Denkmal ihres unergelichen Oberbirten. Es sind alles bedeutame Reden, theils an den Jubelstätten der evanagelischen Kirche, in Eisleben, Erfurt, Wittenberg u. s. w. gehalten, theils auf den Arbeitsfeldern der Kirche, theils handelnd von dem Lebensgrund der Kirche und von ihrem äußern Bau. Auch da, wo man die kirchenpolitischen Anschauungen des Verfassers nicht theilt, wird man, wie der Herausgeber mit Recht sagt, von dem mannbathen Ausdruck der Ueberzeugung sich doch immer wieder angezogen und zu erneuter Prüfung angeregt finden. Zudem führen die 36 Reden, die das Buch enthält, den Leser tief hinein in die Geschichte und in die Arbeiten und Aufgaben der evanagel. Kirche in unserer Zeit.

— Im Januarheft der „Deutschen Rundschau“ nähert Theodor Fontane's Romar sich immer mehr der Katastrophe; die Schlussseiten des vorliegenden Abschnitts: „Der Zug setzte sich in Bewegung“ berühren den Leser, als ob Esfi Jung selber ihrem Schicksal entgegenführe. Von einer andern Art sind Hermann Grimm's Erinnerungen an seinen Vater Wilhelm, seinen Onkel Jacob Grimm und die Entstehung der Kinder- und Hausmärchen, ein Drama, das jeden Deutschen lebhaft interessieren muß. Desgleichen die Jugendbriefe von Eduard Mörike, dem schwedischen Dichter, dessen unergeliche Epist eines der edelsten literarischen Zeitgemäßen uneres Volkes ist. Witten in der Zeit der Renaissance führt uns Otto Hartwig's meisterhafter Essay „Caterina Sforza“: spannend wie ein Roman, und doch die wahre Geschichte eines heroischen Weibes, das wie eine Löwin für ihre Jungen kämpft. Ein Stück sozialer Gegenwart giebt uns H. Albrecht in dem Kapitel über „Hödenwacher und Wohnungsreform“ — eine gründliche Untersuchung, die der Beachtung nicht dringend genug empfohlen werden kann. Mit einem reispollen Bild aus dem Morgenland: „Am Harembrunnen“ von F. T. von Cardat schließt der Haupttheil des Heftes, dem eine wirtschafts- und finanzpolitische, eine politische und eine sehr mannifaltige literarische Rundschau sich anreihen. Unterhaltung und Belehrung, beides in der ansprechendsten Form, vereinigen sich in dem Heft, mit welchem das neue Jahr würdig eröffnet wird.

